

Allgemeine Modes-Zeitung

N^o 7.

1842.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illumin. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Der Schwiegersohn.

Novelle von Charles de Bernard.

(Beschluß.)

Alle vier Freunde, an welche Chaudieu die Frage gerichtet hatte, reichten einmüthig ihm die Hand und drückten sie herzlich.

„Sie billigen also meine That Alle?“ fragte Chaudieu nochmals.

— „Vollkommen, vollständig und gänzlich,“ wiederholten alle vier gleichzeitig.

„So kommen Sie nun zu Tische.“

Bei Tische machte sich das seltsame Nebengericht, welches vorausgegangen war, ziemlich fühlbar. Auch diejenigen Gäste, welche mit dem festesten Vorsatz erschienen waren, den Speisen und Getränken alle gebührende Ehre anzuthun, hatten einen Theil ihres Appetites verloren. Wenn aber auch die Ekluse gelitten hatte, so war dagegen die Unterhaltung um so belebter und die industriellen Heldenthaten des Herrn Laboissière bildeten fast ausschließlich den Gegenstand derselben. Jedermann sprach sich darüber aus, selbst die Vorsichtigsten und Zurückhaltendsten. Der kloppfechterische Speculant, der eben dieser Eigenschaft wegen von allen denen, die er betrogen hatte, gefürchtet worden war und fast eine Art Unverletzlichkeit besessen hatte, wurde der Gegenstand der begründetsten Beschuldigungen und Anklagen. Der Stock hatte den Zauber des Degens gebrochen. Unter den friedlichsten Rentiers befand sich auch nicht Einer, der sich nicht vorgenommen

hätte, das, wie es schien, unfehlbare Mittel bei der ersten besten Gelegenheit auch anzuwenden.

Noch vor dem Ende des Diners wurde Adolphi- nen die Binde, welche ihre Augen so lange verhüllt hatte, gänzlich abgerissen. Laboissière war für sie nichts mehr als ein demaskirter Abenteurer; sie und ihre Mutter dankten, mit Schaamröthe auf den Wangen und mit Verlegenheit im Herzen, dem Himmel, daß sie von dem gefährlichen Menschen befreit worden.

Nach aufgehobener Tafel zerstreuten sich die Gäste bald; nachdem die letzten ihre Hüte genommen hatten, trat Chaudieu zu seiner Schwiegermutter und sagte ihr in das Ohr:

„Entfernen Sie Ihren Mann, ich wünsche einen Augenblick in Ihrer Gegenwart mit meiner Frau zu sprechen.“

— „Lieber Mann,“ sagte sie sogleich zu dem Herrn Bailleul, „hättest Du wohl die Gefälligkeit, da alle Gäste fort sind, zu unserm Apotheker zu gehen, der mir meine Pillen noch nicht geschickt hat?“

— „Liebe Frau,“ entgegnete der Mann, „ich muß Dir bemerklich machen, daß zehn Uhr bereits vorüber ist und daß wohl auch Jemand von den Diensthleuten..“

„Wie leicht könnte eine Verwechslung, ein Irrthum geschehen! Ich traue nur Dir. Uebrigens kannst Du den Peter ja mitnehmen.“

An passiven Gehorsam gewöhnt, entfernte sich Herr Bailleul sogleich, um den Auftrag auszuführen.

Als alle unnöthige Personen entfernt waren, stellte sich Chaudieu den beiden Frauen gegenüber und sprach in liebevollem, aber ernstem Tone:

„Liebe Adolphine, ich habe gestern eine Unterredung mit Deiner Mutter gehabt; sie wird Dich davon unterrichten, denn ich selbst wiederhole eine Sache nicht gern. Ich begnüge mich, Dir eine kleine Anzeige zu machen, welche durch die Umstände unvermeidlich geworden ist. Ich bin nicht schön und besitze weder einen überschwänglichen Geist, noch eine verführerische Liebenswürdigkeit; das ist meine Meinung von mir selbst; die Deinige ist etwas strenger, da ich weiß, daß Du mich geradezu häßlich, dumm und langweilig findest.“

— „Wie kannst Du mir das sagen?“ entgegnete die junge Frau, welche durch diese Einleitung nicht wenig in Verlegenheit gebracht wurde.

„Ich möchte nichts lieber als Dir gefallen,“ fuhr er kalt fort, „da mir aber die Natur die Gaben versagt hat, welche mir Deine Liebe zu gewinnen vielleicht im Stande wären, so sehe ich mich genöthiget, den Vorrechten eines Geliebten zu entsagen und mich mit den Rechten des Gatten zu begnügen. Diesen Rechten,“ setzte er mit eindringlicher Stimme hinzu, „werde ich Achtung zu verschaffen wissen. Ich will nicht auf das zurückkommen, was in der Vergangenheit geschehen ist, nur so viel muß ich Dir sagen, daß Dein Benehmen jenem Laboissière gegenüber leichtfertig und unschicklich war. Eine erste Unvorsichtigkeit verzeihe ich, für eine zweite würde ich keine Nachsicht kennen und einen Fehltritt nie vergeben. An Dir liegt es nun, ob Du Frieden oder Krieg willst; aber überlege wohl, ehe Du wählst. Du hast gesehen, daß ich einen insolenten Menschen zu züchtigen weiß; zwinge mich nicht, Dich zu lehren, daß ich auch eine Ungetreue zu strafen wissen werde.“

Von diesen strengen Worten gleichsam niedergeschmettert, versuchte Adolphine mit bewegter Stimme einige Worte der Rechtfertigung zu stammeln, die ihr Mann aber barsch unterbrach.

„Kein Wort mehr,“ sagte er; „ich weiß, woran ich mich zu halten habe; Du bist gewarnt; wie Du handelst, werde ich auch handeln. Setze Deinen Hut auf; wir haben noch drei Stunden weit nach Hause; ich werde sehen, ob der Wagen da ist.“

— „Mein Gott, was bedeutet das?“ rief Madame Chaudieu, als ihr Mann das Zimmer verlassen hatte.

„Das bedeutet,“ antwortete Madame Bailleur, „daß wir uns Beide in Deinem Manne geirrt haben. Das Lamm ist ein Wolf; nimm Dich vor seinen Zähnen in Acht!“

— „Er hat mich außerordentlich erschreckt. Bemerktest Du seinen Blick, während er sprach? In seinen Augen lag etwas Othello-Artiges.“

„Ein wahrer Wolf, sage ich Dir. „Also, mein Kind, keine Koketterie mehr und besonders keine Unvorsichtigkeit; es würde einen schrecklichen Austritt geben.“

„Du hältst ihn für fähig . . .“

— „Ich traue ihm Alles zu; nichts ist gefährlicher als stilles Wasser; Du hast es ja gesehen.“

Adolphine fühlte einen leichten Schauer.

Eine Viertelstunde später war das junge Ehepaar nach dem Landhause abgereiset.

Gustav Laboissière kam, nachdem er lange über den blutdürstigsten Plänen gebrütet hatte, zu der Ueberzeugung, daß einem Gegner gegenüber, der jede Ausforderung zu verweigern entschlossen war und eine herkulische Kraft besaß, die einzige mögliche Rache der Mord sei; aber, wie Chaudieu vorausgesehen hatte, der Mann, der vor einer Fälschung nicht zurückgewichen war, erschrak vor einem Verbrechen, bei dem er seinen Kopf auf das Spiel setzen mußte. Das Abenteuer, das sich mit allerhand Zusätzen schon den nächsten Tag unter seinen Bekannten verbreitet hatte, machte ihm den Aufenthalt in Paris unerträglich, zumal ihm überhaupt einige Gründe der Klugheit riethen, sich von dort zu entfernen. Er suchte noch so viel als möglich baares Geld zu erlangen und begab sich nach Brüssel.

Madame Bailleur erwachte eines Morgens, gebesfert durch die Lektion, die sie erhalten hatte, und überdies gewarnt durch einige graue Haare, daß die Zeit der Liebeleien vorüber sei, als fromme Betschwester. Ihr Mann hatte dadurch nur noch mehr zu leiden, denn er mußte sich nun überdies jede Woche zwei Fasttage gefallen lassen. Wir brauchen nicht hinzuzusetzen, daß er sich dieser neuen Pflichten mit dem Gehorsam entledigt, von dem er nie gewichen ist; gewonnen hat er nur das, daß er, wenn seine Frau die Kirche besucht, unbemerkt aus dem Hause schleichen und ein Kaffeehaus besuchen kann.

Adolphine ihrerseits hat sich ihrem Manne, ohne eine romanhafte Liebe für ihn gefaßt zu haben, innig angeschlossen, seit zwei Kinder, die Pfänder ihrer Einigkeit, die Verbindung fester zogen. Dabei verlor sich auch allmählig ihre Koketterie; ihren blonden Engeln

gegenüber, die sie freundlich anlächeln, vergaß sie nach und nach die gefährlichen Neigungen. Ihre Kinder sind ihre Schutzengel, doch wacht auch ihr Gatte unausgesetzt. Sie fürchtet ihn und bei manchen Naturen ist die Furcht ein Bügel, dessen Anwendung die Nothwendigkeit rechtfertiget.

So hat Chaudieu durch seine geduldige Festigkeit von seinem Hause alle Elemente der Zwietracht entfernt. Voll Rücksicht gegen die Familie, mit der er sich verband, liebevoller Gatte ohne Schwäche, Herr im Hause, ohne Tyrann zu sein, wird er von seinem Schwiegervater geliebt und geachtet und lebt in völliger Eintracht mit seiner Schwiegermutter.

Ein Romanheld.

Erzählung.

Eine junge Dame von achtzehn Jahren mit griechischem Profil, blonden Locken, bleichen Wangen und dunkelblauen Augen saß in einem großen Fauteuil von Sammet. Die Eleganz der Meubeln um sie her zeigte, daß sie der Aristocratie angehörte. Ein sehr großer Spiegel hielt ihr das reizende Bild vor; gewählte Gemälde, Bronzen in florentinischem Geschmacke, zwei Gruppen in Marmor und Phantasiestatuen in altem Porcellan machten ihr Boudoir zu einer ächten Wohnung einer vornehmen Dame von 1750.

Ein kleiner Laquais in einer Art maurischen Costümes meldete den Herrn Baron von Thorigny. Die junge Dame versuchte sich zu erheben und den Ankommenden mit einem freundlichen Lächeln zu empfangen, ob es ihr gleich offenbar Anstrengung kostete; auch gelang es ihr nicht.

„Guten Tag, Emilie,“ sagte der Baron, „oder vielmehr guten Tag Frau Vicomtesse von Baranges. Wie steht es mit dem ehelichen Glück?“

Ohne auf die zu directe Frage gehört zu haben, wie es schien, antwortete die Vicomtesse:

— „Lieber Bruder, ich befinde mich diesen Morgen unwohl, sehr unwohl.“

„Etwas Migräne, nicht wahr?“

Sie schüttelte das Köpfchen in sanfter Melancholie, seufzte und schwieg.

„Aber, mein Gott! liebe Schwester, warum verheimlichst Du mir's, wenn Du Kummer hast? Bin ich nicht immer Dein bester Freund, Dein Führer gewesen? Habe ich nicht, da ich älter bin als Du, Dein

Vermögen nach bestem Wissen verwaltet? Und habe ich Dich nicht vor Kurzem verheirathet?“

— „Das hast Du gethan, allerdings, und ich danke Dir dafür.“

Unbewußt vielleicht legte sie in die letzten Worte einen Ton des Vorwurfs.

„Du hast, wie mir es scheint, keinen Grund Dich zu beklagen. Der Vicomte ist ein braver Mann von trefflichen Manieren.“

— „Ein Hofmann, allerdings.“

„Ist dies in Deinen Augen ein Vorwurf? Der Herr von Baranges besitzt, ohne dem Hofe anzugehören, an dem er nur früher sich bewegte, das Benehmen der vollendetsten Edelleute von Versailles; er ist noch jung, aber doch über das Alter hinaus, in welchem man Thorheiten zu begehen pflegt.“

— „Er ist ein Mann von fünfunddreißig bis vierzig Jahren.“

„Hättest Du Dich lieber mit einem Springinsfeld, mit einem leichtsinnigen jungen Menschen verheirathen wollen?“

— „Ach nein,“ entgegnete Emilie mit leise ironischem Lächeln.

„Ich hoffe, Du wirst dies bald in vollem Ernste sagen.“

— „Möchten Sie die Wahrheit reden, lieber Baron!..“

Diese Worte, die so unerwartet in das Gespräch hineingeworfen wurden, kamen von dem Herrn von Baranges, der als Gemahl eingetreten war, ohne sich anmelden zu lassen. Emilie erröthete und bückte sich nach dem Kamine zu, als wollte sie die Falten ihres Kleides glatt streichen. Der Vicomte richtete einen Blick voll Zärtlichkeit, Achtung und Trauer auf seine junge Frau. Die Trauer aber glich in seinem Alter zu sehr gravitärischem Ernste, als daß Emilie nicht unangenehm hätte davon berührt werden sollen. Auch wendete sie rasch einen Blick auf ihren Bruder, der deutlich sprach.

Es folgte auf die Worte des Herrn von Baranges ein minutenlanges Schweigen zwischen den drei Personen, das für Alle zu lange währte, denn Alle quälten sich in dieser Zeit mit peinlichen Gedanken.

Endlich fühlte der Baron, der Urheber der Heirath, daß es ihm zukomme, dieselbe mit einer glänzenden Außenseite zu versehen. Er drückte seinem Schwager liebevoll die Hand, entwarf eine bezaubernde Schilderung von ehelichem Glück und sprach seine Freude

darüber aus, mit einem so redlichen Manne in so innige Verbindung gekommen zu sein.

„Meine Schwester,“ schloß er, „hat in ihrem Kloster eine solide Erziehung genossen, welche verständige Frauen giebt. Sie werden bald kennen lernen, mein lieber Baranges, welchen Schatz Sie aus meiner Hand erhalten haben.“

— „Ich weiß es bereits,“ entgegnete der Vicomte, „ich danke Ihnen nochmals und werde nicht aufhören, Ihnen zu danken.“

„Schone meine Bescheidenheit,“ fiel Emilie ein. „Wenn Du wirklich ein Wort von diesen übertriebenen Lobeserhebungen glaubst, dürftest Du Dich wohl einmal irren. Niemand kann weniger vollkommen sein wollen als ich.“

— „Du bist die Vollkommenheit selbst.“

Die junge Frau antwortete mit einem Lächeln, in das sich Ueberdruß und Ungläubigkeit mischte. Sie war noch nicht daran gewöhnt, den Duft der feinen Blumen der Galanterie zu athmen.

Sie hatte wirklich die Welt kaum durch ihren Brauts Schleier hindurch gesehen. Ein Ball, ein Fest, einige Besuche, alles dies hatte Emilien ihre Erinnerungen und ihre Schüchternheit, das Erbtheil des Klosters, nicht nehmen können. Ihre glühende Seele war durch die Erziehung in enge Schranken gewiesen worden. Sie sah ihren Gatten für eine Art Vormund, Lehrer, Aufseher an und hatte ihm noch nicht gerade in das Gesicht geblickt.

In dieser Stimmung verging der erste Monat ihrer Ehe. Der Vicomte hatte sein Haus prachtvoll einrichten und meubliren lassen; Emilie hatte sich schnell an diesen Luxus gewöhnt und ließ, ohne etwas zu verlangen, den Herrn von Baranges errathen, daß neue Ueberraschungen ihr nicht mißfallen würden. So kaufte er denn fortwährend Gemälde, Schmucksachen und kostbare Zeuge, ohne zu begreifen, daß diese Geschenke eben so viele Schlingen waren, in denen er sich selbst fing, denn wozu Gegenstände der Kunst, wenn die Leute sie nicht bewundern sollen, wozu Schmucksachen, wenn man sie in der Gesellschaft nicht zeigen soll? So räsonniren die Damen immer und mit völligem Rechte.

„Bälle, Concerte, Oper,“ dachte die Vicomtesse.

— „Vorlesungen, kleine Gesellschaften, Dinners unter Freunden und lange Promenaden,“ sagte der Vicomte.

Diese Gedanken und diese Worte glichen genau

den beiden Schenkeln eines Zirkels, die nie zusammen-treffen, wenn sie auch von einem Punkte ausgehen.

Emilie befand sich deshalb auch einige Wochen nach ihrer Vermählung in einer jener Gemüthsstimmungen, welche für Liebhaber so günstig sind. Es lastete auf ihrem Herzen eine unbestimmte Langeweile; bisweilen glaubte sie in den Blicken ihres Gatten eine jugendliche, wahre, tiefe Liebe zu bemerken; aber ihre Schüchternheit hielt sie zurück, vielleicht auch ihr Stolz, da sie eine Bärtlichkeit nicht äußern wollte, die damals nicht Mode war.

Obgleich der Vicomte den Kreis seiner Freunde sehr beschränkt hatte, so konnte er doch die Besuche des glänzenden Herzogs von N., des Obersten im Regiment der Mousquetaires, in welchem der Baron von Thorigny diente, nicht abweisen. Der Herzog war einer der Schmetterlinge, die ein Glanz oder eine Rose unfehlbar anlockt, aber er wußte um die Flamme herum-zuflattern, ohne sich die Flügel zu verbrennen. Emilie gefiel ihm aus doppelten Gründen, denn sie war verheirathet und schön. Er hütete sich indeß, die Vicomtesse durch zu eifrige Bewerbung schüchtern zu machen, und hätte es nicht ungern gesehen, wenn irgend ein subalternen Liebhaber das noch so kalte Herz etwas erwärmt hätte.

Eines Morgens erbrach die Vicomtesse nachlässig die galanten und parfümirten Briefchen der Marquis, Abbés und Dichter, die in ihrem Hause ein- und ausgingen, als sie nachstehendes Billet fand, das sie mit Verwunderung las und wieder las:

„Madame,

„Gestatten Sie einem armen jungen Manne, der Ihnen unbekannt ist und bleiben wird, seine Stimme zu dem Altare zu erheben, auf dem Sie ihm wie eine Göttin erschienen sind. Warum mußte ich Sie sehen! Es war an dem Tage, als Sie die Gattin des Vicomte wurden. Als entfernter Verwandter Ihres Gemahls schloß ich mich den Mitgliedern seiner Familie an; ich war da und sah nur Sie. Ach, wie schön erschienen Sie mir in Ihrem Blumenkranze, in jenem Heiligenscheine, den die Züchtigkeit um Ihre Stirn verbreitete! . . . Alles Uebrigen erinnere ich mich nicht mehr; halb sinnlos, nahm ich Ihr Bild in meinem Herzen mit mir. Vergebens bemühte ich mich seitdem, dasselbe zu verdrängen; meine Anstrengungen steigerten nur diese unglückliche Liebe, die ich Ihnen zitternd und fast gegen meinen Willen offenbare; aber nachdem ich lange gelitten habe und da ich weiß, daß meine Leiden nicht

enden werden, konnte ich mein trauriges Geheimniß nicht länger in mir verschließen. Ich wünsche nichts, ich verlange nichts, außer daß Sie zu sich selbst sagen, es lebt in dieser Welt ein Mann, der um Sie weint und leidet und für Sie betet.

„Was habe ich geschrieben! Vergebung! Vergebung! Ich bin von Sinnen.“

Dieser Brief war unterzeichnet: „Friedrich von Tresnel, Malteser Ritter.“ Die Frau Vicomtesse hatte ihn kaum zum zweiten Male durchgelesen und begann ihn zum dritten Male zu lesen, 'als man den Herzog meldete.

Dieser erschien in einem sehr reichen Frack von Brocat und hielt zwischen dem Daumen und Zeigefinger eine kostbare Tabatiere, unter dem Arme einen mit weißen Federn besetzten Hut. Emilie fand ihn weniger geistreich als gewöhnlich. Sein Besuch wurde ihr langweilig und sie blickte mehrmals sehnsüchtig nach dem Kamine, denn dahin hatte sie das Liebesbriefchen des Malteser Ritters geworfen.

Auch der Vicomte erschien.

„Kommen Sie, kommen Sie!“ sagte der Herzog; „vielleicht gelingt es Ihnen, Madame auf angenehme Weise zu zerstreuen; sie ist jetzt fast — bürgerlich melancholisch. Ich theilte ihr eine gute Nachricht mit, aber Madame hörte sie mit unglaublicher Gleichgiltigkeit an.“

— „Und die Nachricht ist?“ fragte der Vicomte.

„Ihre Vorstellung in Versailles findet keine Schwierigkeit mehr. Bei dem großen Empfange am Neujahrstage wird die Frau Vicomtesse zu der Zahl der Ausgewählten gehören; unsere liebe Marquise von Pompadour hat mir versprochen, der König würde im Vorbeigehen ein Wort an sie richten. . . Welche Gunst!“

— „Ich bin Ihnen sehr verbunden, Herr Herzog.“

„Wie so? Umstände, Ceremonien! Versailles sollte mir eigentlich danken, daß ich es mit einer so ausgezeichneten Dame schmücke.“

Dieses gewöhnliche Compliment hatte keine andere Wirkung, als daß es Emilien an jene leidenschaftlichen Worte erinnerte: „es lebt in der Welt ein Mann, der um Sie weint und leidet und für Sie betet“.

Um sich den Galanterien des Herzogs zu entziehen, nahm sie sehr bereitwillig den Vorschlag an, welchen ihr der Vicomte machte, in der Kirche Notre Dame eine Messe zu hören, welche von den schönsten Stimmen der Dper gesungen werden sollte.

Vierzehn Tage waren vergangen. Emilie wünschte sich Glück, keine Nachrichten von Friedrich erhalten zu haben, als sie wieder einen Brief von dem Ritter empfing, ohne zu wissen, wie derselbe in ihr Zimmer gekommen sei, und ohne zu wagen, ihr Kammermädchen und ihre Diensteute zu fragen.

„Madame,“ schrieb Tresnel, „darf ich hoffen, daß Ihre Augen auf diesen Zeilen ruhen werden, die ich zitternd schreibe? Was denken Sie von einem Manne, der es wagt, Ihr so glückseliges Leben zu stören? Ihr Gemahl liebt Sie, Ihre Freunde achten Sie, die Welt ehrt Sie, das Glück hat Sie mit seinen Günstbezeugungen überschüttet; es gebricht Ihnen an nichts. Es ist Ihnen eines der Geschicke zu Theil geworden, die man nach Belieben leiten kann. Darf ich, der ich nichts besitze als mein Schwert, der ich durch unauf löbliche Bande gefesselt bin, von meiner Liebe sprechen? Diese Liebe hat kein Recht und kann keine Entschuldigung finden; sie soll auch wenigstens nicht lästig sein. Ich verlange keinen Blick, keine Antwort. Sie kennen sie und das genügt ihr. Ach könnten Sie in Ihren Stunden der Einsamkeit mir einen Gedanken des Mitleids schenken! — ich würde ihn errathen, ich würde ihn fühlen. Trotz der Entfernung würde er mich berühren, gleich einem elektrischen Funken. Ich werde es wissen, daß ich von Ihnen bemitleidet werde und es wird dies mein Glück im Leben sein.“

Emilie erhielt diesen Brief in einem jener Augenblicke, in welchen die Gedanken zwischen dem Guten und Bösen unstät hinüber und herüber schwanken und sich mit einem gewissen Wohlgefühl den ausschweifendsten Träumen, den tollkühnsten Unternehmungen zuwenden. Ihr Gatte stößte ihr noch nicht so viel Vertrauen ein, daß sie ihm den Brief des Unbekannten hätte mittheilen können. Höchstens konnte sie denselben ihren Pflichten zum Opfer bringen, aber der Vicomte durfte sich dieses Opfer nicht zur Ehre anrechnen. Emilie wußte, was ihre Pflicht verlangte, aber wenn sie auch vermied sich zu fragen, ob der Ritter ihr gefalle, so mußte sie sich doch gestehen, daß ihr der Brief nicht mißfallen habe. . .

Die Correspondenz wurde erst nach drei Wochen wieder fortgesetzt; und erst am Tage vor dem, an welchem sie in Versailles vorgestellt werden sollte, erhielt sie wieder einen Brief. Die Schrift war minder sicher, der Styl leidenschaftlicher. . . Ein dreiwöchentliches Schweigen verschlimmert die Wunden des Herzens gar sehr!

„Morgen, Madame, werden Sie in jener prachtvollen Marmorgalerie erscheinen, die so viele berühmte Männer betreten haben, in der aber noch nie eine schönere Frau erschien als Sie. Ach, könnte ich dort sein, um Sie zu bewundern, wie ich Sie bewunderte, als Ihr Mund den Schwur aussprach, daß Sie einem Andern angehören wollten, — einem Andern! Sagen Sie diesem Papiere, sagen Sie der Luft, welche Sie umgiebt, daß Sie bei diesem Glanze, bei diesen Triumphen mir einen wenn auch nur flüchtigen wohlwollenden Gedanken schenken, daß mein Name auf Ihre Lippen tritt, wenn Sie ihn auch nicht aussprechen. Ach, sagen Sie, daß die Liebe für Sie nicht das Spiel eines Augenblickes, sondern die Ewigkeit des Glückes im Leben ist!...“

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Prophezeihungen eines wahnsinnigen Mönches.) Dieser Mönch, der außerordentlich alt und aus Jerusalem vor Kurzem nach Petersburg zurückgekehrt ist, erbat sich eine Audienz bei dem Kaiser, dem er eine Ueberschwemmung und einen Aufstand verkündete. Man behandelte ihn als Wahnsinnigen und brachte ihn in Sicherheit. Da, in seiner einsamen Zelle, prophezeit er, England würde im Jahre 1842 im Meere untergehen, Frankreich aber einem Schiffe gleichen, das von widerigen Winden umher geworfen wird. Dieser Mönch ist, wie man sagt, derselbe, welcher seit Katharinen bis zu Alexander alle wichtigen Ereignisse in Rußland verkündete. Er begab sich zuerst aus seinem Kloster nach Petersburg und verlangte da, mit der Kaiserin Katharina zu sprechen. Er wurde nicht zugelassen und stellte sich später der Kaiserin in den Weg. Als sie erschien, hielt er ihr um Almosen bittend die Hand entgegen. Sie gab ihm Geld und er sagte zu ihr, nachdem er ihr gedankt: „Majestät, geht niemals irgend wohin allein, denn es wird Euch Unglück treffen.“ Drei Monate später wurde Katharine todt gefunden. Paul I. erinnerte sich des Mönches, ließ ihn rufen und gestattete ihm für immer freien Zutritt im Palaste, wenn er ihm etwas zu sagen habe. Vier Jahre lang hörte man nichts von ihm. Da erschien er wieder, erbat sich eine Audienz und sagte dem Kaiser: „Ihre Unterthanen sind unzufrieden; wenn Sie Ihr Verfahren nicht ändern, könnte Ihnen ein Unglück begegnen.“ Der Kaiser erzürnte sich und ließ den Mönch einsperren, 1801 aber starb Ersterer. — Alexander bestieg den Thron und erlaubte dem Mönche, in sein Kloster zurück zu kehren. Zwei Jahre lang sah man den Mönch nicht in dem Palaste. Endlich kam er wieder und sagte: „heute habe ich nicht den Tod eines Menschen, sondern den einer großen Stadt zu verkünden. Eine der schönsten und reichsten Städte des Reiches wird bald untergehen. Die Franzosen werden bis Moskau bringen und Mos-

kau wie ein Aschenhaufen werden.“ Alexander mußte diesen Ausspruch für die Rede eines Wahnsinnigen erkennen und schickte ihn nach Archangel, wo der Mönch blieb bis 1812 seine Prophezeiung in Erfüllung ging. Da bot man ihm eine Belohnung. Der Mönch erbat sich nur eine kleine Geldsumme, die hinreiche, ihn nach Jerusalem zu bringen, wo er die heiligen Stätten besuchen wollte. Er erhielt das Geld und reiste ab; erst vor Kurzem erschien er wieder, wie wir eben meldeten. (So erzählt der Moniteur parisien.)

(Der Gläubiger eines großen Künstlers.) Einige Monate vor dem Tode Talmas sagte diesem der Mann, welcher seine Angelegenheiten besorgte, von den zehn Wechseln, die er ausgegeben und die an der Cassé des französischen Theaters bezahlt werden sollten, wären sechs nicht eingereicht worden.

Dies erregte die Aufmerksamkeit des Künstlers; er sah in seinen Büchern nach und fand, daß ein Lieferant mit jenen Wechseln bezahlt worden sei. Um die Sache aufzuklären, ging eines Tages Talma selbst zu dem Lieferanten und machte ihn darauf aufmerksam, daß er die Wechsel sich nicht habe bezahlen lassen. Der Lieferant entgegnete, er habe dieselben verkauft und die Inhaber würden sich schon melden. Talma aber glaubte in der Sprache des Gläubigers zu erkennen, daß er nicht die Wahrheit spreche. Er ließ einige Tage darauf seine Aufforderung wiederholen und der Lieferant gestand dem Geschäftsführer des Künstlers, daß er die Wechsel von Talma allerdings noch besitze.

„So lassen Sie sich dieselben doch bezahlen.“

— „Das liegt nicht in meinem Plane. Ich will eben Wechsel haben, die nicht bezahlt worden sind. Sehen Sie,“ setzte er mit einem betrübten Gesichte hinzu, in dem aber die innere Freude sich doch aussprach, „in Kurzem werden wir den großen Künstler verlieren; es geht mit seiner Gesundheit immer schlimmer. Wenn er nicht mehr sein wird, wird alles, was ihm gehörte, einen zweifachen, einen dreifachen Werth erhalten. Bezahle er mir einen Wechsel von 100 Fres., so erhalte ich nichts als dies; behalte ich sie aber, so bekomme ich nach seinem Tode zwei- und dreihundert Fres. für das Stück.“

Der seltsame Capitalist ließ sich von seinem Systeme durch kein Einreden abbringen. Man erzählte Talma die Anekdote, verschwieg ihm jedoch, daß der Lieferant seinen Tod sobald erwartete; er drohete lächelnd seinen Gläubiger zwingen zu lassen, die Bezahlung anzunehmen, konnte aber die Rückgabe der Wechsel nicht eher erlangen, bis er sechs Mal an den Gläubiger geschrieben hatte; diese eigenhändigen Briefe entschädigten den Speculanten, der wirklich nach dem Tode Talmas die sechs Briefe an Lord Clarke für achthundert Francs verkaufte.

(Gegen Wittwer und Wittwen, die sich wieder verheirathen.) Zu St. Amand in der Auvergne besteht eine eigenthümliche Sitte; verheirathet sich ein Wittwer oder eine Wittwe zum zweiten Male, so versammelt sich am Tage des ersten Aufgebotes das Volk und in allen Straßen und Bor-

städten hört man die Töne von Schellen, Hörnern und geräuschvollen Instrumenten der rohesten Art. Kinder, Essenkeherer und aller Pöbel läuft auf diesen Lärm zusammen; auf irgend einem freien Plage stellen sich Alle auf; da singen sie selbst verfaßte Spottlieder gegen das neue Paar und jeder Vers wird mit einem gräßlichen Geschrei und Geheul geschlossen. Hierauf begiebt sich die Schaar nach den Wohnungen der beiden Verlobten, wo sie unter dem fürchterlichsten Tumulte so lange bleiben, als es ihnen gefällt, meist bis spät nach Mitternacht. Dieser Lärm dauert mehrere Tage. Kommt der Hochzeitstag, so drängt sich das Volk mit demselben Lärme unter die Gäste und in der Nacht belagert es das Haus förmlich mit Steinen und allen Wurfswaffen. Bisweilen reißt den Bewohnern des Hauses die Geduld, sie bringen heraus mit ihren Gästen und es kommt nicht selten zu blutigen Kämpfen.

(Republikanische Spielkarten.) Zur Zeit der französischen Republik kam die Reihe der Umwandlung auch an die Spielkarten: „Der Republikaner, hieß es, darf nicht, wäre es auch nur im Spiele, Ausdrücke brauchen, die unaufhörlich an den Despotismus und an die Ungleichheit erinnern.“ Ein Fabrikant nannte deshalb seine Spielkarten: Revolutionskarten. Genie n ersetzten die Könige; es gab einen Coeur- oder Kriegsgenius, einen Trefle- oder Friedensgenius, einen Pique- oder Kunstgenius, einen Carreau- oder Handelsgenius. An die Stelle der Damen war die Freiheit getreten; so gab es eine Coeur- oder Religionsfreiheit ic. Statt der Buben hatte man die Gleichheit gewählt und statt der As hieß es Gesetz, z. B. Coeur-Gesetz ic. Alle mußten neu spielen lernen und man kann sich denken, wie seltsam es klang, wenn es hieß: „ich spiele das Piquegesetz aus, steche den Friedensgenius ic. ic.

(Das zweite Gesicht.) Bekanntlich besteht noch heute in Schottland der Glaube, daß manche Menschen irgend ein Ereigniß der Zukunft deutlich vor sich sähen; man sagt von diesen, sie besäßen die Gabe des zweiten Gesichtes. Eine tragische Geschichte, die sich hierauf bezieht, ereignete sich vor nicht langer Zeit in Killin, einer kleinen Stadt in der schottischen Grafschaft Perth. Zwei junge Männer saßen dort in dem Wirthshause und frühstückten, als ein wohlhabender Pächter, Donald mit Namen, eintrat, der, wie es in der Umgegend hieß, die Gabe des zweiten Gesichtes besitzen sollte. Der Mann kannte die beiden jungen Männer schon seit längerer Zeit; deshalb erzählte er ihnen auch das, von dem sein Herz eben voll war. Sein Sohn, ein geachteter Handwerker in einer benachbarten Stadt, hatte ihm eben geschrieben, daß ihm die Tochter eines dortigen Eisenhändlers Krittson gefalle, daß er sich mit derselben verheirathen wolle, ihr Vater, ein reicher, aber etwas roher Mann, nichts dagegen habe und nur erst das Pachtgut Donalds sehen wolle, um sich selbst zu überzeugen, ob dieser seinem Sohne wohl auch etwas Vermögen mitgeben könne. Sie sprachen noch von dieser Sache, als ein Fremder, ein Mann von etwa vierzig Jahren, mit harten Zügen und in ziemlich nachlässigem Anzuge

eintrat, der barsch Frühstück verlangte. Donald, dem die Stimme des Fremden die Nerven zu zerreißen schien, drehete sich langsam um; sein ganzer Körper begann zu zittern; seine Augen wurden stier, seine Stirn bedeckte sich mit Schweiß. Dann stand er rasch auf und eilte nach der Thüre zu. Die beiden jungen Männer schritten ihm nach und zogen ihn mit Gewalt wieder zurück.

„Beruhige Dich, Donald,“ sprach der eine zu ihm; „Du bist ja bei Freunden und keine Gefahr bedroht Dich.“

— „Bei St. Dunstan,“ antwortete der Pächter, „ich bin verloren!“

Dann übermannte er den Schrecken, der ihn zu beherrschen schien, trat zu dem Manne, dessen Gegenwart ihn so aufgereggt hatte, stellte sich vor ihn und sagte:

„Unglücklicher, beileben Sie sich Ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und denken Sie an die Rechenschaft, die Sie dem schuldig sind, der uns Alle richten wird, denn nach zwei Tagen werden Sie — gehangen werden.“

Der so Angeredete, der bereits einige Gläser Brantwein getrunken hatte, sprang mit zornglühendem Gesichte auf. Donald aber zitterte nicht mehr, der Geist hatte sich seiner völlig bemächtigt und er sprach weiter:

„Ja, nach zwei Tagen wirst Du gehangen werden; ich sehe die Leiter, auf der Du hinaufsteigst, ich sehe den Strick, der Dir den Hals zusammenschnürt, ich sehe den Henker, der die Hand an Dich legt.“

Bei den letzten Worten konnte der Fremde nicht mehr an sich halten; mit der linken Hand hielt er Donald fest, mit der rechten nahm er das Messer vom Tische und stieß es dem unglücklichen Hellschenden bis an das Heft in die Brust. Der Stoß war so gewaltig, daß Donald lautlos niedersank. Eine Todtenstille herrschte in dem Zimmer; die Tochter des Wirths lehnte halb ohnmächtig an der Wand; der Mörder sank auf den Stuhl zurück; nur einer der beiden jungen Männer behielt Geistesgegenwart genug, um einen Kellner sogleich nach dem Constable zu schicken, die Thüre abzuschließen, damit der Mörder nicht entfliehe, und dann nach dem Ermordeten zu sehen. Er war bereits todt. Nach wenigen Augenblicken erschien der Constable, der den Mörder fortführte und die Zeugen aufforderte, mit ihm zu gehen, denn die Assisen waren eröffnet und die Geschworenen hielten eben Sitzung. Nachdem im Gerichtssaale wieder einige Ruhe eingetreten war, fragte der Richter den Mörder nach dem Namen und die beiden jungen Männer, die Zeugen der That, hörten mit Schauer, daß es Krittson war, der Eisenhändler, der seine Tochter Donalds Sohne zur Frau geben wollte. Die That war nicht zu läugnen und Krittson vertheidigte sich nur durch das Anführen, die Prophezeiung habe ihn so empört, daß er für den Augenblick seiner nicht Herr gewesen sei und in blinder Wuth den Mord begangen habe. Troßdem erklärten ihn die Geschworenen für schuldig und das Gericht sprach das Todesurtheil über den Mörder aus. Am zweiten Tage darauf wurde Krittson gehangen.

(Ein scheinbares Wunder.) Ein junger Rath kam unter Ludwig XV. aus Bordeaux zum ersten Male nach Paris, wohin er seine Frau und Schwiegermutter mitnahm. Am zweiten Tage nach ihrer Ankunft fand im Theater irgend eine Festlichkeit Statt und die Damen wünschten dahin zu gehen; der Rath, der Abends Audienz bei dem Minister haben sollte, versprach sie im Theater abzuholen. Er kam dahin so spät, daß er nur noch im Orchester einen Platz fand. Der Zufall führte ihn neben den Herrn von Kulnoy, der nie eine Vorstellung im Theater versäumte. Nachdem dieser Herr den Fremden einige Augenblicke betrachtet hatte, wendete er sich sehr artig mit der Frage an ihn: „Sie wohnen wohl nicht in Paris?“ — „Nein.“ — „Sie sind auch zum ersten Male in dem Theater hier?“ — „Ja.“ — „Sie suchen zwei Damen, von denen die eine noch schön ist und ein Kleid von grauem Moire mit Spitzen trägt, während die andere ganz jung ist, rosa Atlas trägt und zwei weiße Federn im Haar hat? Die Damen, die Sie nicht herausfinden konnten, sind im zweiten Range, in der fünften Loge rechts.“ — „Das sind allerdings die Damen, die ich suche; Sie irren sich nicht und ich danke Ihnen. Aber nun erlauben Sie mir auch eine Frage: Kennen Sie mich oder diese Damen?“ — „Ich habe nicht die Ehre, Sie oder die Damen zu kennen; ich sehe Sie alle Drei zum ersten Male.“ — „Wie konnten Sie aber wissen, daß ich gerade jene Damen suchte?“ — „Ihre zwei Damen und Sie ausgenommen, kenne ich Jedermann hier und Sie sehen ein, daß ich kein Herrenmeister bin, weil ich errieth, daß Sie fremd sind und die einzigen fremden Damen im Hause suchten.“

Generalcorrespondenz.

Nicht bloß die Musik wird jetzt, wie mehrmals erwähnt, zur Heilung Geisteskranker benutzt, in America braucht man neuerdings dazu sogar den Tanz. So erzählt eine Zeitung aus Worcester: „in der Woche vor Weihnachten fand hier ein Ball in dem Irrenhause Statt. Die Kranken lieben den Tanz ungemein und man bewilliget ihnen regelmäßig einen Abend in der Woche zu diesem Vergnügen. Die Bälle werden auf der Galerie gehalten, welche sich der ganzen Länge nach durch einen Flügel des Gebäudes zieht. Ungefähr vierzig tanzten, viele andere sahen zu. Die Galerie oder der lange Saal war geschmackvoll mit Immergrün ausgepuzt und die Musik vortreflich; es herrschte die größte Ordnung, alle schienen vergnügt zu sein, ohne daß sie lärmten. Manche waren recht gut gekleidet. Einige zeigten aber ihr Irresein durch ihren seltsamen Puz. Den meisten merkte man es nicht an, daß sie wahnsinnig sind. Die Erfrischungen, denn auch dafür war gesorgt, waren einfach, aber reichlich vorhanden. Gegen 9 Uhr hörte der Tanz auf, worauf die ganze Gesellschaft paarweise noch ein Mal in dem Saale auf und abmarschirte, womit das Fest schloß.“

Es ist bekannt, daß die Häuser der vornehmen Russen außerordentlich reich an männlichen Domestiken sind. In manchen Häusern in Petersburg steht, wie Kohl in seinem trefflichen Werke erzählt, bei Festen auf der Treppe neben jedem Blumentopfe ein galonnirter Diener. Jede Thüre hat ihren Portier für sich. Bei aller dieser Dienermenge oder vielmehr wegen derselben wird aber auch Niemand schlechter bedient als ein russischer Herr. —

Das theuerste Vieh sind jetzt die Schaafse, die man theurer bezahlt als die kostbarsten Pferde; es ist nicht selten, daß ein hochfeiner Bock mit 1000 Thln. bezahlt worden ist, vor Kurzem bot man sogar einem schlesischen Gutsbesitzer für ein solches Thier tausend Dukaten, ohne daß er es dafür hingab. —

Als etwas Seltsames und Neues meldet man aus Paris, daß bei einigen dortigen Bällen das Orchester nicht aus Instrumenten, sondern aus Stimmen besteht. Ein Duzend Personen, Herren und Damen, singen einen Contretanz, einen Walzer, einen Galopp, und die andere Gesellschaft tanzt darnach. Der Effect dieser Neuerung soll mehr seltsam als angenehm sein. —

Am 20. Januar erhielt ein junger Mann in einem Orte in Frankreich die Nachricht von einem Kinde, daß ein Wolf in der Nähe des Dorfes gesehen worden sei. Der junge Mann nahm sogleich sein Gewehr, lud eine Kugel hinein und begab sich nach dem angezeigten Orte. Es dunkelte bereits. Der unvorsichtige Jäger sah etwas sich regen; sogleich legte er an und drückte los. Er glaubte sicher den Wolf erlegt zu haben, aber er hatte seinen — Vater erschossen, der an der Stelle ein Fuchseisen aufstellte. —

Bekanntlich ist der Selbstmord in Frankreich fast zu einer Art Seuche geworden; man nimmt sich dort um der geringsten Veranlassungen willen das Leben. Ein Weinkenner irrte sich in dem Alter eines Weines, der ihm zur Prüfung vorgesetzt wurde; man lachte ihn aus und er suchte in dem Grabe eine Zuflucht gegen die Reckerien und Stichelreien, die seine Eitelkeit nicht zu ertragen vermochte. — Eine Frau begegnete einer Bekannten und bildete sich ein, dieselbe habe ihren Gruß nicht erwidert; dies nahm sie sich so zu Herzen, daß sie sich mit Kohlendampf erstickte. — Ein Lotteriellecteur bemerkte, daß unter den Loosen, die er verkauft, auch nicht Eines gewonnen hatte; er glaubte, nun sei es um seinen Ruf geschehen, nahm deshalb das Rasirmesser und schnitt sich die Kehle durch. Auch auf seltsame Weise bringen sich die Leute um; in Angers erdroffelte sich ein Schneider mit einem Stückchen Bindfaden, den er mit einem Hühnerknochen zusammendrehete.